

NEWS— LETTER. #3.2019

15JAHRE
*Freiwillige Selbstkontrolle für
die Arzneimittelindustrie e.V.*

FSA. *Konsequent.
Transparent.*

Inhalt

Willkommen

Geschäftsführer Dr. Holger Diener Seite 3–4

15 Jahresfeier

Grußwort Sabine Weiss,
Parlamentarische Staatssekretärin Seite 5–6

Vortrag von Han Steutel,
Präsident des vfa e.V. Seite 7–8

Vortrag von Peter Solberg,
Vorstandsvorsitzender des FSA e.V. Seite 9–12

Vortrag Prof. Dr. Armin Nassehi,
Ludwig-Maximilians-Universität München Seite 13–16

Sie möchten den Newsletter zukünftig nicht mehr erhalten? Dann schicken Sie bitte eine E-Mail mit dem Betreff „Newsletter abmelden“ an:

info@fsa-pharma.de

Grußwort Holger Diener



Dr. Holger Diener
Geschäftsführer des FSA e.V.

„Haltung war schon immer das Kerngeschäft des FSA“

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

die Welt ist heute eine andere, als sie es zu Zeiten der Gründung des FSA vor 15 Jahren war. Der technologische und gesellschaftliche Fortschritt hat die Art und Weise des Wirtschaftens, unserer Leben grundsätzlich verändert. Ethisches Geschäftsgebaren und dessen nachvollziehbare, transparente Darstellung gab es zwar auch damals schon. Doch war es keinesfalls als integrative Grundvoraussetzung erfolgreichen Wirtschaftens anerkannt. Das hat sich geändert – auch im Gesundheitswesen. Die Menschen fordern nicht nur sichere und wirksame Medikamente. Sie wollen auch wissen, wie sie vertrieben werden.

Die pharmazeutische Industrie war sich dieses Gesinnungswandels früh bewusst; immer mit dem Ziel, den – zurecht – hohen – Erwartungen von Patientinnen und Patienten an ihre Arzneimittel und Therapien gerecht zu werden. Mit der Gründung des FSA im Jahr 2004 reagierte unsere Branche frühzeitig auf einen veränderten öffentlichen Diskurs; sie leistete Pionierarbeit – nicht nur für das Gesundheitswesen, sondern auch für die Selbstregulierung. Dem neuen Verein wurde damals mit Skepsis und Vorbehalten begegnet; dies ist nun anders: Die Kodizes des FSA gelten heute branchenübergreifend als Siegel guter Zusammenarbeit. Die Spruchkörperentscheidungen haben normativen Charakter.

FSA sorgt für Nachvollziehbarkeit und Transparenz über gesetzliche Anforderungen hinaus

Mittlerweile ist für einige der Begriff „Haltung“ schon beinahe zur Banalität verkommen; nehmen doch alle Branchen und Unternehmen inzwischen für sich in Anspruch, Haltung zu zeigen – für oder gegen dies und jenes. Für die Mitgliedsunternehmen des vfa gilt dies nicht. Als sie 2004 den FSA gründeten, war dies wahrhaftig eine Frage der Haltung. Haltung zu zeigen, dies ist Kern unserer Arbeit seit Gründung des Vereins: Durch Transparenz und Nachvollziehbarkeit über die gesetzlichen Anforderungen hinaus, übernehmen wir seit 2004 konsequent Verantwortung. Dies tun wir anhand eines klaren, kodex-basierten Regelwerks und durch das konsequente Ahnden von Verstößen durch unsere Schiedsstelle.

Mit unserer Arbeit sprechen wir dabei in erster Linie drei Zielgruppen an: Wir zeigen der kritischen Öffentlichkeit, dass Unternehmen fähig sind, legislativ und judikativ eine branchen-initiierte Selbstregulation zu bewerkstelligen. Wir leisten in den Mitgliedsunternehmen praxisnahe Hilfestellung bei der Umsetzung der Kodizes und sorgen für Rechtssicherheit bei der Marktansprache. Und letztlich wirken wir auch als Sprachrohr gegenüber den Ärztinnen und Ärzten, und fördern Transparenz.

Ist die Pharmabranche deshalb unumstritten? Ist die Zustimmung der Ärzteschaft zu mehr Transparenz uneingeschränkt? Wohl kaum. Dies zeigt, dass unsere Arbeit noch nicht abgeschlossen ist – und auf den FSA auch in Zukunft noch viele Herausforderungen zukommen. Sicher aber ist, dass der FSA einen Beitrag geleistet hat, die Wahrnehmung pharmazeutischer Unternehmen in der Öffentlichkeit, in der Politik und Ärzteschaft zu verbessern und selbstregulative Kräfte zu entfesseln, von den die Unternehmen profitiert haben und noch viele Jahre profitieren werden.

Damit haben die letzten 15 Jahre vor allem eines bewiesen: Die aktive Information mündiger Patientinnen und Patienten ist für die FSA-Mitgliedsunternehmen kein Lippenbekenntnis, sondern gelebte Praxis und langfristige Selbstverpflichtung.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß bei der Lektüre.

Mit herzlichen Grüßen,

Ihr Dr. Holger Diener



Geschäftsführer

Den Festakt zum Nachhören finden Sie zudem im [FSA-Podcast](#) zur Veranstaltung „15 Jahre FSA“ in Berlin.

Grußwort Sabine Weiss



Sabine Weiss
Parlamentarische Staatssekretärin

„Selbstkontrolle dient nicht nur Patientinnen und Patienten, sondern auch den Unternehmen selbst“

Sehr geehrte Damen und Herren,

Patientinnen und Patienten müssen größtmögliches Vertrauen in eine heilberufliche Entscheidungen haben können. Dieses Vertrauen ist eine Grundvoraussetzung für eine gelingende Therapie und für ein funktionierendes Gesundheitswesen. Deshalb ist es gut, dass es seit 15 Jahren die Freiwillige Selbstkontrolle für die Arzneimittel-industrie e.V. gibt, die als freiwilliger Zusammenschluss das Ziel hat, den lautereren Wettbewerb unter den Pharmaunternehmen mit Regeln, Werten und am Ende eben wenn nötig auch mit wirksamen Sanktionen durchzusetzen.

Zwar gibt es eine Reihe gesetzlicher Maßnahmen, wie die Vorgaben im Heilmittel-werberecht, im Arzneimittelgesetz oder im Gesetz zur Bekämpfung von Korruption im Gesundheitswesen, die auch Sanktionen vorsehen. Freiwillige Selbstkontrolle wirkt aber früher und breiter. Vor allem die Beratung der Unternehmen im Vorfeld kann wesentlich dazu beitragen, dass es erst gar nicht zu Verstößen kommt, die das Ver-trauen der Patienten in eine evidenzbasierte Information über Arzneimittel und in eine unabhängige und unbeeinflusste Therapie gefährden.

Ich danke allen an der Selbstkontrolle Beteiligten, dass sie sich zu klaren Regeln bekennen und damit zu verhindern suchen, dass das Gesundheitssystem in Misskredit geraten kann. Dies dient nicht nur dem Nutzen der Patientinnen und Patienten, sondern auch den Unternehmen, die sich transparent und fair auf dem Markt bewegen.

Allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern wünsche ich in diesem Sinne einen guten Austausch und zum 15-jährigen Bestehen alles Gute!

Mit freundlichen Grüßen

Sabine Weiss MdB



„Die Arbeit des FSA hat große Früchte getragen“



Rede von Han Steutel, Präsident des vfa e.V.
aus Anlass des Festaktes „15 Jahre FSA“

Sehr geehrter Herr Solberg, sehr geehrter Herr Diener, meine sehr geehrten Damen und Herren,

als Präsident des Verbandes der Forschenden Pharmaunternehmen gratuliere ich der FSA zum 15-jährigen Jubiläum. Und wenn ich Ihnen gratuliere – dann gratuliere ich in diesem Fall auch unseren Mitgliedsunternehmen. Denn die Gründung des FSA im Jahr 2004 wurde von den in Deutschland tätigen forschenden Pharmaunternehmen betrieben. Und es war eine gute Entscheidung, wie sich in den folgenden Jahren herausstellen sollte.

Die öffentliche Wahrnehmung der Pharmaunternehmen besonders in den Industrienationen war vor 15 Jahren eine andere als heute. Manche unter uns werden sich daran erinnern: Es gab viel Kritik an unserer Branche über die Art, wie wir mit unseren wichtigsten Partnern – Ärzten und Patienten - geschäftlich zusammenarbeiten.

Öffentlichkeit und Politik schauten sehr kritisch auf uns, in einigen Fällen hatten Pharmaunternehmen dazu auch die Munition geliefert. Und unsere Reputation war angeschlagen. Ethisches Handeln im Geschäftsleben und Transparenz über den Umgang mit seinen Geschäftspartnern wurden von der Gesellschaft angemahnt. Nicht nur – aber eben auch in einem Umfeld, das sehr viel Verantwortung für die Gesundheit der Menschen trägt: Patienten müssen sicher sein können, dass allein medizinische Expertise über ihre bestmögliche Behandlung entscheidet. Dazu mussten wir als Industrie Stellung nehmen und deshalb gründeten die Mitgliedsunternehmen des vfa die Freiwillige Selbstkontrolle für die Arzneimittelindustrie – die FSA.

Wir haben uns dann sehr schnell klare Kodexregeln für den Umgang mit den Fachkreisen gegeben. Diese zielten vor allem darauf ab, dass wir den Anschein, wir würden Ärzte mit scheinbar teuren Luxus-Fortbildungen als Marketingmaßnahme für unsere Produkte ködern, schon früh entgegneten konnten. Das hat anfänglich selbst einzelnen Unternehmensvertretern gewisse Umstellungsschmerzen bereitet. Aber die Konsequenz, mit der die Unternehmen diese Initiative letztlich gemeinsam getragen und mit der FSA als ihrem Instrument umgesetzt haben, hat schon sehr bald Früchte getragen. Heute stellen unsere Regeln für die Zusammenarbeit mit Ärzten und Fachkreisangehörigen einen weithin akzeptierten Standard dar, der der gesamten Pharmabranche gut zu Gesicht steht.

Vor 10 Jahren haben wir dann mit dem Patientenkodex dem Wunsch nach mehr Transparenz in der Öffentlichkeit Rechnung getragen, in dem wir unsere Zuwendungen an Patientenorganisationen öffentlich gemacht haben. Und seit 2016 geschieht das gleiche mit dem Transparenzkodex in Bezug auf die medizinischen Fachkreise und deren Institutionen. Bei all dem muss man sehen, dass unsere Compliance- und Transparenzregeln kein rein deutsches Phänomen sind. Sie reihen sich in die erfolgreichen Aktivitäten unserer Branche auf internationaler und europäischer Ebene – namentlich der IFPMA und der EFPIA – ein.

Nicht alle unserer Partner im Gesundheitswesen waren von unseren Compliance-Programmen restlos begeistert. Es gab Kritik, ob wir manches nicht überziehen. Es gab auch Versuche, uns die Ernsthaftigkeit bei der Transparenz und den Kodizes abzusprechen – etwa bei den ersten Veröffentlichungen der Zuwendungen an Ärzte. Dass wir mit voller Überzeugung hinter unseren Compliance-Aktivitäten stehen, konnten wir aber letztlich vermitteln. Die Arbeit der FSA hat ohne Zweifel in den letzten Jahren große Früchte getragen. Und schließlich können wir resümieren: All diese Initiativen wurden uns nicht von außen übergestülpt – sie kamen direkt aus den Unternehmen. Damit sind wir eine Vorreiterbranche, die das heutige Jubiläum zurecht feiert.



„Der FSA ist Aushängeschild ethischer Zusammenarbeit“



Rede des Vorstandsvorsitzenden Peter Solberg
anlässlich der 15. Jahresfeier des FSA e.V.

Sehr geehrte Damen und Herren,

Ich bin nicht nur Vorstandsvorsitzender des FSA, sondern auch Vater. Deshalb weiß ich: 15 Jahre, das ist kein einfaches Alter. Die Pubertät ist eine Findungsphase; verbunden mit Unsicherheit und dem Gefühl, dass sich die ganze Welt gegen die eigene Person verschworen hat. Als Vorstandsvorsitzender des 15 Jahre alten Geburtstagskindes bewerte ich die Angelegenheit anders: Der FSA ist durchaus erwachsen geworden. Dennoch bemerke ich an der ein oder anderen Stelle Parallelen zu Pubertierenden. Vielleicht sind es die ähnlichen Fragen, die wir uns hin und wieder stellen: „Warum sind wir nur so missverstanden?“, „Ist die Welt nicht ungerecht?“, „Warum merkt eigentlich keiner, wie großartig der FSA wirklich ist?“ Zugegeben, dies ist leicht übertrieben – so schlimm ist das Leid um den FSA nicht.

Aber in der Tat sind wir Kritik ausgesetzt – aus sehr unterschiedlichen Richtungen. Da wäre etwa die mediale Öffentlichkeit, die uns wegen unseres unternehmerischen Hintergrunds als Feigenblatt der Pharmaindustrie belächelt. An andere Stelle sind da die Ärztinnen und Ärzte, die unser Eintreten für Transparenz als mittelalterlichen Pranger in modernem Gewand ablehnen und nicht verstehen, warum Veranstaltungen an touristisch attraktiven Orten nicht mehr möglich sein sollen. Und schließlich werfen uns auch einige unserer Mitgliedsunternehmen vor, dass sie den FSA im Tagesgeschäft hin und wieder vor allem als Störfaktor und Verkomplizierer wahrnehmen.

Herzklappenskandal und verlorenes Vertrauen

Diese Vorwürfe gibt es und ich finde sie – da bin ich ganz pubertär – ungerecht. Wenn ich als Vorstandsvorsitzender einen Geburtstagswunsch äußern dürfte, wäre es, dass dem FSA künftig mehr Wertschätzung entgegengebracht wird. Deshalb möchte ich gerne den Versuch wagen, den Wert unserer Arbeit aus ganzheitlicher Perspektive heraus darzustellen. Dazu gehört, die Geschichte des FSA, mehr noch auch seine Vorgeschichte, zu erzählen.

Diese beginnt bereits weit vor der eigentlichen Gründung im Jahr 2004: Ihren Anfang könnte man auf das Jahr 1994 datieren, als der sogenannte „Herzklappenskandal“ für Schlagzeilen sorgte. Damals ließ die Staatsanwaltschaft Wuppertal die Verwaltungen mehrerer Medizinproduktehersteller wegen des Verdachts der Vorteilsgewährung und Bestechung von Klinikärzten durchsuchen. Das war der Ausgangspunkt für die nicht enden wollende Diskussion der Zusammenarbeit zwischen Industrie, medizinischen Einrichtungen und Ärzten. Eine mediale Eruption folgte, die für heftige Schlagzeilen sorgte und breit in der Öffentlichkeit diskutiert wurde: In den Medien wurde über Kardiologen und Chirurgen berichtet, die sich angeblich hatten bestechen lassen. Von privaten Urlaubsreisen finanziert über Medizinprodukte- und Pharmahersteller, war die Rede, ebenso von teuren Geschenken für Ärzte und anderes mehr.

Für die Öffentlichkeit war es geradezu ein Schock und unvorstellbar, dass die so hoch geschätzte und geachtete Berufsgruppe der Ärzte sich angeblich bestechen ließ. Hunderte von Ermittlungsverfahren und eine Reihe gerichtlicher Verurteilungen, aber auch bloße Gerüchte und Fehlinformationen haben seitdem in der Praxis zu erheblichen Unsicherheiten geführt. Es wurde die Frage laut, ob und gegebenenfalls wie die seit Jahrzehnten üblichen Formen der Zusammenarbeit fortgeführt werden können, ohne auch nur den Eindruck eines rechtswidrigen Verhaltens zu begründen.

Dieser Skandal verstärkte in der Öffentlichkeit den Eindruck eines korrupten Gesundheitswesens und bei Ärzten und Industrie die Unsicherheit darüber, was erlaubt ist und was nicht. Unabhängig von ihrem Ausgang waren die Verfahren Ausdruck des schwierigen Spannungsverhältnisses, in dem sich die Zusammenarbeit von Industrieunternehmen mit Krankenhäusern und Ärzten vollzieht.

„Die Kooperation von Ärzten und Industrie trägt maßgeblich zum hohen Stand der Gesundheitsversorgung in Deutschland bei“

Dass diese notwendig ist, steht außer Frage: Die Kooperation von Ärzten und Industrie dient der Entwicklung von Medizinprodukten und Arzneimitteln. Sie trägt damit maßgeblich zum hohen Stand der medizinischen Forschung und Gesundheitsversorgung in Deutschland bei. Die Zusammenarbeit der Industrie erfolgt also nicht allein aus Eigeninteresse. Sie dient auch Patienten und dem Gesundheitssystem als Ganzes. Schließlich hängen sachgerechte Verordnungs- und Therapieentscheidungen sowie die richtige Anwendung von Arzneimitteln entscheidend davon ab, dass Ärzte den Anschluss an den aktuellen Forschungs- und Wissensstand halten.

Während die Rechtsordnung einerseits im Bereich des Absatzes von Arzneimitteln eine strikte Trennung zwischen Industrie und Ärzten vorschreibt, um die Verordnungs- und Therapieentscheidung der Ärzte im Patienteninteresse möglichst unbeeinflusst zu lassen, erfordert die notwendige Kooperation von Industrie und Ärzten andererseits ein besonderes Näheverhältnis. Aus diesem Spannungsverhältnis einer „strikten Trennung“ und gleichzeitiger „enger Kooperation“ entsteht eine Vielzahl rechtlicher Probleme, die in der Praxis bewältigt werden müssen. Inmitten dieses Spannungsfeldes aus Kooperation und Korruptionsverdacht kam es vor 15 Jahren zur Gründung des FSA und der Veröffentlichung des „Kodex zur Zusammenarbeit der pharmazeutischen Industrie mit Ärzten, Apothekern und weiteren Angehörigen der Fachkreise“. Mit der Gründung des FSA ging die Schaffung einer Schiedsstelle einher, die in zwei Instanzen bei Verstößen gegen den Kodex Geldstrafen bis zu 400.000 Euro verhängen kann. Soweit die Geschichte der Gründung. Nun bietet sich nach 15 Jahren Vereinstätigkeit eine gute Gelegenheit, Bilanz zu ziehen. Oder besser: Zwischenbilanz. Denn wir haben auch in Zukunft noch einiges vor.

„Wer sich an die Kodizes hält, hat nichts zu befürchten“

Die Gründung des FSA ermöglichte eine Selbstregulierung der Branche, die bis heute Erhebliches geleistet hat. Die Kodizes des FSA spezifizieren eine Standesethik der Industrie – entsprechend den Berufsordnungen der Ärztekammern – mit verbindlichem Charakter. Diese sind dabei deutlich umfassender und detaillierter angelegt als die allgemeinen Gesetze und schaffen dadurch mehr Klarheit. Zwar argumentieren seit 2016 einige in der Branche, dass dieses Argument nicht mehr greife. Schließlich hätten auch die Kodizes des FSA den Gesetzgeber nicht von der Verabschiedung der Paragraphen 299a und 299b StGB abhalten können. Doch dies greift zu kurz.

Der Gesetzgeber hat selbst in der Begründung zum neuen Gesetz die Erfolge der Selbstregulierung der Industrie, einschließlich der Schaffung von Transparenz, ausdrücklich gewürdigt. Die Strafvorschriften enthalten keine neuen Verbote, sondern sanktionieren nur strafrechtlich, was zuvor bereits verboten war. Unsere Leitlinien haben darüber hinaus Präzisierungen und Konkretisierungen vorgenommen, die staatlich nicht gegeben sind. Mit anderen Worten: Unsere Arbeit hat eine funktionierende und branchenweit anerkannte Selbstkontrolle geschaffen.

Hierzu möchte ich Herrn Oberstaatsanwalt Alexander Badle, Leiter der Zentralstelle zur Bekämpfung von Korruption im Gesundheitswesen bei der Generalstaatsanwaltschaft in Frankfurt a. M., zitieren. Herr Badle weist in einem Beitrag in der Zeitschrift „Medizinstrafrecht“ darauf hin, dass die Kodizes branchenspezifische Konkretisierungen und Präzisierungen der in der wettbewerbsrechtlichen Judikatur oder in den einschlägigen Berufsordnungen meist nur allgemein formulierten Verhaltensrichtlinien enthalten. Er hält ein Plädoyer für ihre Akzeptanz, und weist wiederholt darauf hin, dass die strikte Beachtung dieser Kodizes weitgehend vor Strafbarkeit schützt. So sagte er im Rahmen eines Vortrages: „Wer sich an die Kodizes hält, hat nichts zu befürchten.“ Ähnlich äußerte sich Herr Prof. Dr. Taschke, Honorarprofessor der Goethe Universität in Frankfurt. Er sprach von einer „gelungenen Selbstregulierung“, die nicht zuletzt durch die Schaffung einer eigenen Verbandsgerichtsbarkeit zur „Präzisierung der rechtlichen Regelungen – hier: der Korruptionsdelikte – beigetragen“ habe. Auf solche Aussagen sind wir zu Recht stolz.

Einsatz für Pluralismus und Transparenz

Trotz aller bisherigen Erfolge gibt es auch weiterhin große Herausforderungen für die pharmazeutische Selbstkontrolle. Vor allem in zwei Bereichen sehe ich kurzfristig Handlungsbedarf. Zum einen müssen wir uns einsetzen für den Pluralismus in der ärztlichen Fortbildung. Der Wert einer Fortbildung bemisst sich an der Erfüllung wissenschaftlicher Kriterien, nicht am Veranstalter oder Sponsor. Die Industrie ist – bei Einhaltung der wissenschaftlichen Regularien – ein genauso valider Unterstützer und Ausrichter von Veranstaltungen wie andere Institutionen oder Organisationen auch. Die Pluralität der ärztlichen Fortbildung eröffnet eine große CMS-Vielfalt von Veranstaltungen mit unterschiedlichen Inhalten und Schwerpunkten, ausgerichtet am aktuellen wissenschaftlichen Stand, den Bedürfnissen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus der Ärzteschaft und zum Wohl der Patientinnen und Patienten.

Des Weiteren muss die Transparenz der Zusammenarbeit von Industrie und Ärzteschaft erhöht werden. Dazu gehört auch eine verstärkte Bereitschaft der niedergelassenen Ärztinnen und Ärzte, sich selbstbewusst für eine Veröffentlichung zu entscheiden. Der Ton der Medien hat sich versachlicht. Es scheint sich die Erkenntnis durchzusetzen, dass veröffentlichende Ärztinnen und Ärzte für ihr Verhalten keine Kritik verdienen! Trotzdem entscheidet sich in Deutschland bislang nur jeder fünfte Mediziner für diesen Weg. In vielen anderen europäischen Ländern liegen die individuellen Zustimmungsquoten aber mittlerweile deutlich über 50%.

Ich ermutige alle Medizinerinnen und Mediziner, sich unserer Transparenzinitiative anzuschließen. Wer Fortbildungsveranstaltungen wahrnimmt und seine Teilnahme – etwa durch Übernahme von Kongressgebühren oder Reisekosten – von der Industrie mitfinanziert bekommt, braucht sich nicht zu verstecken. Denn die Teilnahme an solchen Veranstaltungen ist ein Beitrag zu einer funktionierenden innovativen Versorgung der Patienten.

Eine Möglichkeit, Selbstbewusstsein zu zeigen, ist die freiwillige Veröffentlichung im Rahmen des Transparenzkodexes der Freiwilligen Selbstkontrolle für die Arzneimittelindustrie.

Bei diesen wie auch anderen Herausforderungen der pharmazeutischen Industrie möchten wir auch künftig Ermöglicher und Unterstützer sein. Wir bieten unsere Erfahrung mit Selbstregulierung und unsere Expertise bei Fragen der Ethik und der Normensetzung an. Wir sind damit Ausweis der Bereitschaft unserer Mitgliedsunternehmen, Verantwortung für Patientinnen und Patienten und das Gesundheitswesen in Deutschland zu übernehmen. Eine wesentliche Voraussetzung für den Erfolg der pharmazeutischen Selbstkontrolle ist Transparenz. Mehr als bisher müssen wir unsere Arbeit erklären. Es ist an uns, darzustellen, wie unser Gesundheitssystem von der ethischen Zusammenarbeit zwischen unserer Industrie und Fachkreisangehörigen und Patientenorganisationen profitiert. In diesem Sinne ist es das erklärte Ziel des FSA, sich in den kommenden Jahren weiter als Ausweis ethischen Handelns der pharmazeutischen Industrie zu positionieren. Lassen Sie uns gemeinsam an der Erreichung dieses Ziels arbeiten.



„Es ist eine große Misstrauenskultur entstanden“



„Ethik, Transparenz, Selbstverantwortung – eine komplexe Konstellation“ – Vortrag des Soziologen Prof. Dr. Armin Nassehi (Ludwig-Maximilians-Universität München) zum Anlass des Festaktes „15 Jahre FSA“

Sehr geehrte Damen und Herren,

das Schicksal von Soziologen ist es häufig, Vorträge vor Leuten zu halten, die den Gegenstand, um den es geht, eigentlich aus viel näherer Betrachtung kennen als man selbst. Ich bin weder in der Pharmaindustrie noch als Arzt oder sonst im Gesundheitswesen tätig. Aber ich habe Sie ein wenig von außen beobachtet und möchte Ihre sehr interessante Tätigkeit interpretieren – und hoffe, dass Sie ein wenig davon profitieren können. Vielleicht sind Sie sogar etwas erschrocken und fragen sich, warum die Veranstalter ausgerechnet einen Soziologen eingeladen haben.

Von einem Soziologen erwarten Sie jetzt sicher starke Sätze darüber, ob und warum der FSA ein Feigenblatt ist. Den Kapitalismus mit Hilfe von Haltung und Freiwilligkeit in die entsprechenden Bahnen zu lenken – wie soll das eigentlich funktionieren? Natürlich, Sie stehen im Wettbewerb. Untereinander. Und nach außen. Wer daran vorbeisieht, verkennt, in welchem Bereich Sie eigentlich arbeiten. So sehr man sich alles schönreden mag: Wettbewerb produziert Konkurrenz und den Kampf um knappe Ressourcen. Und da kann man eigentlich nur utilitaristisch argumentieren: Der eigene Vorteil ist mir stets näher als der Nutzen fürs Ganze.

Insofern muss der eigene Vorteil weniger begründet werden als der Nutzen fürs Ganze. Dies gilt keineswegs nur für Ihre Branche oder Ihren Verband, sondern eigentlich für jede soziale Beziehung. Selbst ein Familienleben ist

nicht möglich, wenn jeder sich nur auf sein eigenes Interesse bezieht. Die interessante Frage ist also: Wie kriegt man eigentlich Leute dazu, das eigene Verhalten einzuschränken, damit das Gesamte besser funktioniert? Wie soll man miteinander umgehen?

„Wir haben gelernt zu wollen, was wir sollen“

Die Soziologie interessiert sich vor allem dafür, wie es eigentlich gelingt, dass Menschen, Organisationen oder sonstige Akteure, obwohl eine Vielzahl von Handlungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen, nur relativ wenige davon im richtigen Moment wählen. Nehmen Sie meine Rede als Beispiel: Sie sitzen still und hören mir zu. Oder tun zumindest so. Doch jeder von Ihnen könnte gerade etwas anderes tun. Singen, tuscheln, widersprechen. Und trotzdem – es ist unglaublich schwer, während eines Vortrages, selbst wenn der Vortragende Unsinn erzählt, einfach aufzustehen und wegzugehen.

Unsere soziale Ordnung hat etwas damit zu tun, dass wir gelernt haben, dass wir wollen, was wir sollen. Das führt uns mitten in die Grundlage moderner, liberaler Gesellschaften. Diese sind nur dann möglich, wenn sie einen „Kodex“ haben. Damit meine ich ein mehr oder weniger bekanntes Regelwerk, das unser Verhalten so einschränkt, dass die Freiheit des anderen möglich ist, obwohl ich meine eigene Freiheit in Anspruch nehme. Moderne Gesellschaften zeichnen sich dadurch aus, dass wir immer weniger mit einer direkten Regulierung unseres Verhaltens zu tun haben. Wenn man es auf eine idealtypische Form bringen könnte, würde man sagen, dass das Verhalten in vormodernen Gesellschaften viel stärker durch unmittelbare Gewaltandrohung reguliert wurde; heute müssen wir uns selbst Gewalt antun, damit wir frei sein können. Wenn Sie das paradox nennen, haben Sie Recht. Doch in dieser Paradoxie leben wir permanent. Und die Bearbeitung dieser Paradoxie nennt sich Ethik. Die Ethik interessiert sich dafür, wie Menschen mit guten Gründen oder bestimmten Bewährungsbedingungen in der Lage sind, das Richtige zu tun, obwohl sie auch etwas anders tun könnten. Religiös ausgedrückt ließe sich sagen: Gott hat uns als freie Menschen geschaffen, die sündigen können. Erlöst werden kann man nur, weil es die Sünde gibt.

Ich führe Sie nun weit zurück in die Vergangenheit – noch viel weiter als 2004, als der FSA gegründet wurde. Nämlich in das Jahr 1651. In diesem Jahr hat Thomas Hobbes den „Leviathan“ geschrieben, eines der wichtigsten Bücher der politischen Philosophie in unserer Hemisphäre. Das Werk wurde unter dem Eindruck der englischen Bürgerkriege verfasst; in diesen war die staatliche Macht im Konflikt zwischen der Krone und dem Parlament so gut wie verschwunden. Im Alltag gab es keine Autorität, die in der Lage war zu sagen, was soziale Ordnung sein soll. In diesem Umfeld beschrieb Hobbes eine hypothetische Situation, in der jeder gegen jeden Krieg führt, weil es keinerlei Einschränkungen mehr gab. Er nannte diesen Zustand den Naturzustand. In diesem strebt der Einzelne tatsächlich nur nach seinem eigenen Vorteil. Beispiele gibt es zu genüge: Etwa in Regionen der Welt, in denen das Gewaltmonopol des Staates kurzfristig verschwindet. Nach Kriegen oder Naturkatastrophen werden aus braven Menschen Plünderer oder Vergewaltiger. All dies ist empirisch leider ziemlich genau nachgewiesen. Und das Schreckliche daran ist, dass dies häufig Menschen sind, die das vorher nie von sich denken konnten.

„Wenn jeder nur seinen eigenen Vorteil verfolgt, wird das Leben ziemlich anstrengend“

Hobbes fand es interessant, dass wir nicht einfach voraussetzen können, dass der Mensch nach Aristoteles ein zoon politikon ist und sich an seinen Mitmenschen orientiert. Hobbes vermutete stattdessen, dass der Mensch vor allem seinen eigenen Vorteil verfolgt. Das ist ein Problem. Denn wenn jeder nur seinen eigenen Vorteil verfolgt, wird das Leben ziemlich anstrengend. Stellen Sie sich eine Welt vor, in der jeder gegen jeden kämpft. Sie könnten noch nicht einmal schlafen gehen, weil Sie dann schutzlos wären. Um diesen Zustand zu verhindern, braucht es also eine bestimmte Form der Ordnung. Eine Ordnung könnte einerseits die Macht des Stärksten sein – keine gute Ordnung. Und auch sehr anstrengend. Es könnte jedoch auch eine Ordnung sein, in der alle Beteiligten freiwillig

einen Vertrag eingehen, der sie zum Verzicht auf Gewalt verpflichtet. Und diese stattdessen einer Zentrale zuweist. So begründen wir das Gewaltmonopol des Staates.

Wenn diese Zentrale allein über Sanktionsmacht und Gewaltmöglichkeiten verfügt, ermöglicht es den Menschen ein friedliches Leben. Sie können sich darauf verlassen, dass der „Leviathan“, also der Staat, in der Lage ist, alle gerecht zu bestrafen. Die gleichen Regeln gelten für alle. Es sieht nach Hobbes also tatsächlich so aus, als wollten die Menschen stets das Böse und müssten durch Zwang zum Guten gebracht werden. Sie wären im Recht, wenn Sie jetzt sagen würden: Das ist eine ziemlich undeutliche Beschreibung dessen, was Ihr Verband und der FSA machen. Denn wir sprechen ja nicht von Zwang, sondern von freiwilliger Selbstkontrolle. Doch wie passt das zu Hobbes? Insofern, als dass durch Hobbes und später durch Hegel im 19. Jahrhundert deutlich wird, dass Menschen diese Zentralität keineswegs als Zwang erleben. Interessanterweise werden sie durch diese Zentralität sogar erst frei. Sie verändert den Naturzustand so sehr, dass sie begreifen: Dem anderen den Kopf einzuschlagen, das ist ein Verhalten, das noch nicht einmal mir selbst nützt. Es entsteht dadurch eine Kultur, in der Menschen sich zurücknehmen können, ohne dabei zu vergessen, dass sie tatsächlich in Konkurrenz zueinander stehen. Hegel nannte das „die bürgerliche Gesellschaft“. Das Prinzip eines solchen Rechtsstaates, wie wir ihn im Westen kennen, ist keineswegs, dass hinter jeder Ecke jemand steht und uns mit Sanktionen droht. Der Rechtsstaat muss also unsichtbar bleiben, damit er wirkt.

„Das Ziel ist es, Vertrauen herzustellen“

Nehmen Sie als Beispiel ein Fußballstadion mit 80.000 Zuschauern: Es ist spannend, wie wenig Polizisten da auf der Tartanbahn stehen, um für Ordnung zu sorgen. Es ist eine rein symbolische Form. Denn stellen Sie sich vor, die 80.000 Zuschauer würden tatsächlich kollektiv protestieren. Sie können gar nicht ausreichend Polizisten dort hinstellen, um eine solche Menge tatsächlich in Schach zu halten. Doch die Tatsache, dass der Staat zeigt, dass es prinzipiell Sanktionsdrohungen gibt, provoziert bereits ein zivilisierteres Verhalten. Dies lässt sich auf den FSA übertragen: Es ist doch ganz interessant, dass auch Sie durch Ihre Schiedsstelle Sanktionsmöglichkeiten haben – jedoch nicht damit hausieren gehen. Sie sagen nicht: „Wir sind stark, weil wir euch bestrafen können“. Stattdessen zeigt die Arbeit des FSA, dass der tiefere Sinn einer Sanktionsdrohung darin liegt, sie möglichst nicht anwenden zu müssen. Das ist das Geheimnis solcher Formen. Oft wird verkannt, dass das Gewaltmonopol des Staates – eine Metapher für die Arbeit des FSA – zwar Gewalt ausüben könnte, es aber nicht tut. Dies geschieht nur in extremen Fällen, wo es wirklich notwendig ist.

Meine These lautet also, dass der FSA eine Hobbes'sche Lösung wählt: Eine am Rechtsstaat orientierte Form, die eine wechselseitige Kontrolle des Verhaltens gleichzeitig sichtbar und unsichtbar macht. Dabei geht es weniger um Pönalisierung als um Prophylaxe. Das Ziel ist Vertrauen herzustellen. Dabei ist Transparenz neben anderen Faktoren ein wichtiges Schlüsselement. Der Soziologe sagt, Vertrauen lässt sich daran erkennen, dass nicht so genau hingesehen wird. Ein persönliches Beispiel: Ich bin heute mit der Lufthansa nach Berlin geflogen. Wie Sie sehen, lebe ich noch. Das Interessante daran ist, dass ich mir keine Gedanken darüber gemacht habe, wer das Flugzeug fliegt. Ich bin davon ausgegangen, dass im Cockpit ein Pilot sitzt, kein Soziologe oder ein pharmazeutischer Unternehmer. Spannenderweise habe ich auch nicht an die Tür geklopft und mir das Zertifikat zeigen lassen, dass der Pilot auch tatsächlich so einen Airbus fliegen darf. Dass wir aber in anderen Situationen genauso handeln zeigt, dass es Misstrauen gegenüber einer Situation gibt.

Und das Misstrauen der Menschen wächst. Umfragen zeigen immer wieder, dass nicht nur Ärzte und oder die pharmazeutische Industrie in Frage gestellt werden, sondern nahezu alle Eliten: Wissenschaftlicher, Medien, Politiker – sogar wir Soziologen. An den Universitäten ließ sich in den vergangenen zwanzig Jahren beobachten, dass eine große Misstrauenskultur entstanden ist. Auch dort muss inzwischen alles dokumentiert werden – ähnlich dem medizinischen Bereich. Ein großer Teil der Arbeitszeiten von Ärzten in Krankenhäusern wird inzwischen dafür aufgebraucht, zwei unterschiedliche Formen von Nachweisen zu erstellen: Ein Papier, das verwaltungs- und strafgerichtsfest ist, und ein weiteres, wo drinsteht, was tatsächlich gemacht wurde. Das schließt sich nicht aus. Jedoch zeigt es, dass es inzwischen immer mehr Formvorschriften gibt. Deren Ziel ist es zu beschreiben, wie

man Prozesse als Duplikation dessen, was tatsächlich in einer Organisation passiert, in eine Form bringt, deren Ziel die Herstellung von Transparenz ist. Doch wenn Sie auf Dienstreise sind, und Ihre Frau oder Ihr Mann zuhause über jeden Moment der Reise exakte Buchführung vorgelegt haben möchte, so würde zwar vollständige Transparenz hergestellt, aber das Gegenteil von Vertrauen. Das ist ein echtes Problem. Und ein schwer aufzulösender Widerspruch. Denn auf Transparenz zu verzichten, ist noch weniger hilfreich.

„Jeder muss darauf vertrauen können, dass die gleichen Regeln für alle gelten“

Um Vertrauen zu gewinnen, muss also vor allem der Selbstkontrollmechanismus offengelegt werden. Es ist wie in der staatlichen Politik: Es werden weniger die Inhalte selbst in Frage gestellt, sondern die Verfahren. Interessanterweise sind dadurch die Sanktionen die der FSA formuliert, keineswegs nur ein Signal nach innen, sondern vor allem ein Signal nach außen. Deshalb müssen Kodizes der Selbstkontrolle und Compliance-Regeln interessanterweise strenger sein als die staatlichen Vorgaben und Regeln. Es gilt also im Sinne des Subsidiaritätsprinzips immer, sich selbst strengste Regeln aufzuerlegen, damit das Signal an die Öffentlichkeit funktioniert. In Bayern berufen Universitäten ihre Professoren inzwischen selbst. Das macht nicht mehr der Wissenschaftsminister. Und seither ist dieser Auswahlprozess Prozess noch strenger und komplizierter, als er es vorher war. Denn auch die Universitäten haben sich selbst noch strengere kodifizierte Regeln auferlegt, als es das Ministerium gefordert hätte. Dies ist eine interessante Parallele zu den klassischen Professionen: Ärzte, Apotheker, Juristen, Priester.

Es sind dies alles Eliten, die immer hinterfragt wurden, aber vor allem eine Fähigkeit besaßen: sich durch Selbstkontrolle selbst Standards zu setzen. Zu entscheiden, wer dazu gehört und wer nicht. Das sind ethische Formen der Mitgliedschaftsbedingung. Das mag altmodisch wirken, aber sie funktionieren immer noch. Viel mehr werden diese Formen Schritt für Schritt auch in anderen Bereichen der Gesellschaft etabliert. Der FSA ist dafür ein Beispiel: Eine ethische Kodifizierung von Mitgliedschaftsmöglichkeiten. Natürlich ist es in Ihrem Interesse, viele Mitgliedsunternehmen zu haben, um die Selbstkontrolle der Branche erfüllen zu können. Gleichzeitig müssen jedoch strenge Standards und Aufnahmekriterien gelten, damit das Signal nach innen und außen funktioniert.

Wie bringt man Leute also dazu, zu wollen, was sie sollen? Weder durch Einsicht noch durch Zwang, sondern dadurch, dass alle Beteiligten am Ende dadurch profitieren, dass jeder sich an dieselben Regeln halten muss. Jeder Beteiligte muss darauf bauen können, dass die gleichen Regeln der Selbstkontrolle auch für den anderen gelten. Das produziert Vertrauen in Rahmenbedingungen des Wettbewerbs. Kann ärgerlich sein. Kann die Kreativität des Wettbewerbs einschränken. Prozesse verlangsamen. Aber das ist der Preis, den man für Fairness nach innen und Vertrauen nach außen bezahlen muss.

